

»Diagonallesen« genug Haltepunkte im Text finden, die ihnen die Orientierung erleichtern und die Gesamtbedeutung erschließen. Und sie sollen, zumindest im Idealfall, den Text auch noch mit einem gewissen Vergnügen lesen.

Der letztgenannte Anspruch mag auf den ersten Blick überzogen wirken, insbesondere aus der Sicht von *non-native speakers* bzw. *writers*, die sich nicht wie Anglisten sozusagen hauptberuflich mit der Qualität ihres Englisch auseinandersetzen. Es sollte allerdings zu denken geben, dass auch Wirtschaftswissenschaftler wie zum Beispiel McKercher et al. (2007, 467), die in einem Aufsatz mit dem Titel »Why Referees Reject Manuscripts« eine Reihe von Qualitätskriterien erläutern (siehe Kasten), unter anderem auch sehr kategorisch feststellen: »The best papers are a joy to read.«

Food for Thought

Academic writing is no different from any other form of nonfiction writing. The work must have a central thesis and follow a clear and logical plot line from introduction to conclusion. There can be no gaps in content or flaws in the logic. Each of the component sections must form a part of the whole, and each must also function as discrete complete sections in their own right. Journal articles follow a prescribed formula of introduction, literature review, method, results, and discussion and/or conclusions for a reason. Each of the sections sets the stage for the following section, and collectively as a whole, they contribute to form a cohesive piece of research. The writing of manuscripts must, therefore, be carefully planned to ensure that the desired story is told in a consistent manner. The best papers are a joy to read. The worst are little more than a rambling stream of conscious thoughts [sic] with no point. (McKercher et al. 2007, 467)

2.1.2 Linearität der Argumentation

Sowohl die geschriebene als auch die gesprochene Sprache sind in unerbittlicher Weise linear. Während es in der visuellen Kommunikation – z. B. in gemalten Bildern, Fotografien oder technischen Schaubildern – möglich ist, viele verschiedene Informationen gleichzeitig zu präsentieren und aufzunehmen, muss man in der verbalen, also wortgebundenen, Kommunikation als Textproduzent Entscheidungen über die Reihenfolge treffen, in der man Informationen anordnet. Als Textrezipient muss man sich der vom Autor gewählten Ordnung grundsätzlich fügen. (Dass Leser/innen in einem geschriebenen Text sehr wohl »herumspringen« können, wenn sie möchten, tut dabei nichts zur Sache, denn mit selbst gewählter Nicht-Linearität des Lesevorgangs gehen Zusammenhänge und damit auch Information in einer Weise verloren, für die der Autor wiederum nicht verantwortlich ist.) Ganz

simpel ausgedrückt: Man kann nur eines nach dem anderen sagen und nur eines nach dem anderen hören oder lesen. Gerade weil dieser Grundsatz so einfach klingt – und fast zu banal für ein Buch zum wissenschaftlichen Schreiben! –, mutet es paradox an, dass er alles andere als einfach umzusetzen ist; generell nicht, und erst recht nicht in einer Fremdsprache. In den Folgekapiteln werden wir immer wieder auf Beispiele für den bewussten Umgang mit erzwungener Sequenzierung treffen.

Natürlich ist Linearität an sich nichts speziell »Englisches«, sondern gilt für Sprache(n) im Allgemeinen. Worin sich das Englische und das Deutsche aber unterscheiden, ist die Art und Weise, wie sie mit dieser »Zwangsjacke« umgehen. Im Englischen fügt man sich den Vorgaben stärker, akzeptiert die eingeschränkte Bewegungsfreiheit und entwickelt die Gedanken so, dass sie ins lineare Schema passen. Im Deutschen hingegen ist es für Autoren eher möglich und wird gern praktiziert, sich der strengen Sequenzierung da und dort zu widersetzen und von der geraden Argumentationslinie, die den Leser ohne Umschweife von A nach B führen würde, abzuweichen. So erläutert Clyne (1987, 213): »digressiveness« [...] is of functional importance in texts of the German tradition« und: »the *Exkurs* has become institutionalized«. Da dieser Zugang dem Englischen fremd ist, ist es auch nicht allzu überraschend, dass man in der englischen Wissenschaftssprache kaum Exkurse antrifft und es auch keine naheliegende und gebräuchliche Übersetzung für den Begriff gibt. So meint Clyne (1987, 213–214): »The *Exkurs* has neither a conceptual equivalent nor a translation equivalent in English«. Im Grunde sind es diese Dinge, die den Wechsel zwischen den Sprachen so schwer machen können und die das 1:1-Übersetzen oder Produzieren von fremdsprachlichen Texten oft scheitern lassen. Und wenn sie es schon nicht »scheitern lassen«, so können sie doch dazu führen, dass der Text trotz makelloser englischer Grammatik und Idiomatik immer noch allzu »deutsch« klingt und deshalb für den Leser Verständnisbarrieren aufbaut.

Die gute Nachricht ist, dass der Zwang zur Linearität im Englischen auch eine Quelle der rhetorischen Kraft ist (mehr dazu in Kapitel 5). Denn: Nur weil es der Autor in der Hand hat, mithilfe sprachlicher »Tricks« Informationen erst mit Verzögerung preiszugeben, kann er Spannung aufbauen und sowohl einzelne Sätze als auch ganze Argumentationsketten zu einem kräftigen Finale führen. Das hält die Leser/innen »bei der Stange« und erhöht das Gewicht der vorgebrachten Argumente.

2.1.3 Der Absatz als Sinneinheit

Im Englischen sind Absätze (*paragraphs*) nicht nur typographische Einheiten, also durch Einrückung der ersten Zeile abgesetzte Textblöcke, sondern auch Sinnein-